Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 29 (1939)
Heft: 17

Artikel: Passion in Bern : ein Täuferroman [Fortsetzung]
Autor: Laedrach, Walter
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-642294

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das gantz Neuw
Testament/
Grundtlich vnd wohl
verteutschet/nach Hebraischer/
Griechischer vnd Lateinischer
Spraach:
Auch gezieret mit vil schönen vnd
notwendigen Concordanzen.
Getruckt zu Basel/in Verlegung
Hieron. Schwartzen Buchbinders/
M DC LXXXVII.

Passion in Bern

Ein Täuferroman

von

Walter Laedrach

Widertäuffer-Ordnung:
Darinnen enthalten
Wie in der Statt BERN Teutschen Landen
wider die Widertäuffer/
als
ungehorsame/verführerische und widerspenstige Leut
verfahren/ und dieselben abgeschaffet/ und
gestraffet werden sollend.
Getruckt zu BERN / in Hoch-Oberkeitlicher Truckerey
Durch Andreas Hugener. 1695.

Copyright 1938, Eugen Rentsch-Verlag, Erlenbach

„Aber ich lasse dich nicht mehr", sagte Vreneli aufschreiend, „ich komme mit dir in den Turm oder ins Grab", und sie umfing ihn und ließ ihn nicht mehr los; dem Vater aber rannen die Tränen aus den Augen.

„Es gäbe einen Ausweg", sagte er endlich, „wenn ihr zusammen in das Fürstbistum ginget, hinüber in den Leberberg. Dort sind immer wieder Bergweiden in Lehen zu bekommen, und die Täufer wohnen sicher dort.

Du bist nach deiner Gefangenschaft nicht verwöhnt und würdest das Leben auf dem rauhsten Berg aushalten; aber Vreneli?"

Jetzt erst begriff die Tochter, daß sie den Vater verlassen mußte, wenn sie Peter angehören wollte, und es wurde ihr schwer ums Herz; aber sie wich nicht von des Geliebten Seite.

„Man kann die ausfliegende Brut nicht im Nest behalten", sagte der Vater, „kein Mensch kann etwas dagegen tun. Die Buben sind unterdessen auch schon größer geworden, daß man sie zur Not an den Herd stellen könnte.

Ihr habt jetzt soviel durchgemacht, bevor ihr euch wieder gefunden, daß ich nicht wagte, vor eurem Glück zu sein, und wenn ihr euch versprechen wollt, auch weiterhin alles Schwere gemeinsam zu tragen, so reichet einander die Hände", und der Vater segnete das junge Paar.

Nur wenige Tage blieb Peter im Hause versteckt; draußen zeigte er sich nicht; abends aber spannen sie an ihren Zukunftsplänen. „Wenn der böse Willading sterben könnte", sagte Vreneli, „dann hörten vielleicht die Verfolgungen auf."

„Daran denke nur nicht", sagte der Vater, „es ist seit Menschengedenken immer schlimmer geworden, wenn ein Schultheiß starb und ein neuer nachkam.

Nein, das Beste wird sein, wenn Peter drüben im Leberberg ein neues Heim sucht. Wir kleiden ihn hier neu und scheren ihm zum letztenmal den Bart, dann soll er versuchen, über die Aare zu kommen. Am nächsten läge die Brücke von Wangen, doch die ist gut bewacht, in Solothurn ginge es leichter. Die Herren von Solothurn helfen manchmal den Täufern nicht ungern, wenn sie damit die Berner ärgern können, doch sicher ist es auch dort nicht."

„Dann gehe ich zum Fährmann im Belpmoos und auf den Gurten zur alten Täuferin, die weiß immer Bescheid vom Bistum. Dann komme ich heim, und wir halten Hochzeit, wenn ich ein Lehen weiß!"

Vreneli lächelte selig: „Komm hinter das Haus, da sieht man zu den blauen Bergen hinüber, wo wir hinkommen werden."

Es war aber schon zu finster, um den Jura deutlich zu sehen, und die beiden vermißten ihn auch gar nicht, sie hatten einander sonst genug zu sagen.

Der Schultheiß Willading schritt aufrecht durch die Gerechtigkeitsgasse und durch die Kreuzgasse zur großen Kirche hinüber, und wer ihn ansah, dem verging das Lachen.

Sogar der Herr Alexander von Wattenwyl stellte seine Spottreden ein über die verfehlte Wasserfahrt, denn das überlegene Lächeln des Schultheißen sagte deutlich: Redet ihr nur und denket was ihr wollt, ich bin noch nicht fertig!

Stadtauf und stadtab aber ging das Gerücht in allen Gassen: Es geht etwas vor mit den Täufern; auf einen Schlag müssen jetzt alle fort, und wenn sie fort sind, dann gibt's Krieg!

Aber wer war denn der Herr im fremdländischen Kleid, der ihn begleitete, den man jetzt häufig bei ihm sah, der heute sogar mit ihm die Kirche besuchte?

„Ich kann gar nicht begreifen, was da gespielt wird", sagte der Herr Alexander von Wattenwyl zum Herrn von Dießbach, „vor wenigen Wochen spielten die Holländer unserem Schultheißen einen solchen Streich, und seither ist er der beste Freund des holländischen Gesandten, des Herrn Runkel! Da soll einer dahinter kommen! Heute gehen sie miteinander zur Predigt, ich wette, nachher dinieren sie noch zusammen. Wenn der Herr Runkel dem alten Fuchs nur gewachsen ist und nicht alles frißt, was er ihm einbrockt; aber was mag es nur sein?"

Das Gespräch hörte hier auf, denn die großen Münsterglocken läuteten so stark, daß man das eigene Wort nicht mehr verstand, und der Herr von Dießbach war noch ein wenig schwerhörig.

Es war aber, wie der Herr Alexander von Wattenwyl geahnt hatte, nach der Predigt verschwand der Schultheiß mit seinem Gaste in seinem Hause an der Gerechtigkeitsgasse, und die Köchin hatte ein Essen bereit, das kein König verschmäht hätte.

„Ihr habt jetzt Bericht aus dem Haag", fragte der Schultheiß nach der Krebssuppe, „könnet Ihr einen bestimmten Vorschlag machen?"

„Gewiß, Exzellenz, ich bestätige Euch unsere früheren Vorschläge. Unsere und die königliche Preußische Regierung übernehmen alle bernischen Täufer.

Zu diesem Zwecke erlassen Schultheiß und Rat von Bern eine allgemeine Amnestie, daß alle Täufer aus der Verborgenheit hervortreten und ihre Güter verkaufen können; auch sollen sie einen Sachwalter bezeichnen, der auch nach ihrem Wegzug den unverkauften Besitz zu ihren Gunsten verwertet.

Alle, die noch gefangen sind, werden frei gelassen.

Reformierten, die mit Täufern verheiratet sind, wird die Auswanderung auch gestattet, und schließlich erläßt die Stadt Bern allen Auswanderern die zehn Prozent Abzugsgeld, die sonst entrichtet werden.

Ich habe alle diese Punkte in einem Memorandum zusammen gestellt, das morgen auf der Ratskanzlei abgegeben wird."

„Ihr verlangt viel", sagte der Schultheiß. „Ich denke, bei einigen Punkten werdet Ihr noch mit Euch reden lassen."

„Wir waren sehr bescheiden, Exzellenz. Ihr sehet zum Beispiel, daß wir, trotz der Uebernahme aller Taufgesinnten, und es sind nicht die reichen Berner, die dazu gehören, verzichtet haben, das zurückgelassene Vermögen der früher Ausgewanderten heraus zu fordern."

„Es würde auch nicht viel zu fordern sein", lachte der Schultheiß, „sind doch die meisten der Fortgeführten auf Schleichwegen wieder eingereist. Erst gestern vernahm ich von einem solchen Fall; ein Täufer, übrigens ein alter Tunichtgut aus Frankreich, der mit dem letzten Schiff nach Nimwegen geführt wurde, ist kürzlich hier vor der Stadt, drüben am Gurten, aufgegriffen und wieder eingeliefert worden."

„Ein Tunichtgut?", fragte der Gesandte verwundert. „Sollte hier nicht eine Verwechslung vorliegen? Tunichtgute sind sehr, sehr, sehr selten unter den Täufern."

Der Diener erschien mit einer schweren silbernen Platte.

„Darf ich bitten, sich recht gehörig zu bedienen, Herr Sekretarius, Bärenschinken, ein gutgenährtes Tier aus dem Stadtgraben.

Hierzulande sind die Bären schon recht selten geworden, man muß schon ins Oberhasli hinauf, wo vom Wallis her hie und da einer einbricht und die Herden schädigt."

„Eine Seltenheit, wirklich", staunte der Gesandte, „ich muß gestehen, daß ich noch nie Gelegenheit hatte, einen solchen Leckerbissen zu genießen; man lernt bei uns drunten am Rhein eher die Schätze kennen, die draußen im Meer auf die Bratpfanne warten."

„Auf Eure Gesundheit, Herr Sekretarius, der Wein stammt von meinen eigenen Reben bei Cortaillod im Fürstentum Neuenburg. Ich nehme als selbstverständlich an, daß die Einreiseerlaubnis nach Preußen nicht für das preußische Fürstentum Neuenburg und Valengin gilt."

„Begreiflich", versicherte Herr Runkel, „begreiflich."

„Und was das Abzugsgeld betrifft, so können wir schwerlich die mitreisenden Reformierten davon ausnehmen; hier müßt Ihr uns entgegenkommen.

Was aber die Gefangenen anbelangt, so wird es gut sein, sie vorderhand zu behalten, bis wir sicher sind, daß alle ihre Angehörigen zur Abreise bereit sind."

„Einverstanden, wenigstens bis ich von ihnen über alle Täufer in Bern Auskünfte erhalten habe; zu diesem Zwecke müßt Ihr mir freien Zutritt zu ihnen gestatten."

„Das wird sich einrichten lassen, und jedenfalls bin ich bereit, Euer Memorandum von der Täuferkammer und nachher vom Rat gründlich prüfen zu lassen.

Ihr habt wohl noch viel Brachland, das von unseren Querköpfen urbar gemacht werden soll?

Hahaha", lachte er heraus, „wer hätte je gedacht, daß unsere verschlossenen Emmentaler noch holländische Blumengärtner würden! Paßt ihnen nur gut auf, sonst verwildern Eure schönen Tulpen und Hyazinthen in ihren Händen noch zu Kleeblumen und . . ."

Es fiel ihm gerade keine bernische Blume ein, die zum Klee paßte, „und Tannzapfen", beendigte er, daß sogar der ernste Herr Runkel lächeln mußte.

Diese Unterredung war nicht die letzte zwischen dem Schultheißen und dem Gesandten; auch von Herrn St. Saphorin liefen ständig Berichte und Anfragen ein, und die Folge davon war, daß auf der Ländte im Marzili zu Bern fünf große Schiffe in Auftrag gegeben wurden, auf denen die amnestierten letzten Täufer das Land verlassen sollten.

In keinem Hause der ganzen Stadt gingen damals soviele Leute ein und aus wie im Falken, wo der holländische Gesandte wohnte, der Tag und Nacht Auskünfte gab, Gelder zur Verschickung nach Amsterdam entgegennahm, eine Liste der Auswanderer führte und sich gleichzeitig bemühte, die letzten Gefangenen freizubekommen.

„Ein schätzenswerter Herr, dieser Holländer", sagte der Pfarrer Gryph spöttisch zum Präsidenten der Täuferkammer, „nur schade, daß wir ihn nicht schon zweihundert Jahre früher gehabt haben; es wäre uns und den Letzköpfen viel erspart geblieben!"

„Glaubet Ihr wirklich", fragte Herr von Dießbach erstaunt, „der bringe jetzt alles zum Lande hinaus? Den möchte ich sehen, der in den hundert Gräben um den Napf herum die Täufernester alle ausfindig macht!"

„Und ich möchte die sehen, die sich nachher hier noch zu zeigen wagten; die könnten etwas Schönes zu sehen bekommen!"

„Ich wäre froh, wenn es so herauskäme; wir könnten die Täuferkammer schließen und die Zeit für Vernünftigeres brauchen, als über die sturmen Köpfe zu Gerichte zu sitzen. Was noch schöner wäre, wir brauchten auch keine Täuferjäger mehr anzustellen und sollten die auch gleich zum Lande hinausführen!"

„Auf jeden Fall hat der Schultheiß hier wieder etwas vorbereitet, das vor ihm keiner zustande gebracht hätte, und Bern wird frei sein von seinem Ungeziefer. Die Luzerner und Solothurner können jetzt ihren Spott einstellen und zu ihren eigenen Ketzern schauen."

So lauteten damals die Gespräche in Bern.

Ein Jahr lang wurde verhandelt, und endlich war man so weit, daß der Tag der Abfahrt festgesetzt werden konnte.

Schon eine Woche vorher erschienen die Täufer in Bern. Mehr als vierhundert waren dem scharfen Auge der Obrigkeit entgangen gewesen und nie von einem Täuferjäger aufgespürt worden.

Jetzt standen sie in ihren einfachen Kleidern, die keine Knöpfe haben durften, in den vornehmen Gassen der Stadt, und die Herren der Täuferkammer hatten Mühe, sie alle unterzubringen. In allen Türmen und Ringmauern, in den Spitälern und im Kornhause, sogar im Zeughause übernachteten sie, bis es endlich hieß: Morgen früh wird eingestiegen!

Als das Marzilitor aufgetan wurde, strömte es zu Hunderten zur Ländte hinab. Der Hauptmann Stettler von der Stadtwache hatte dort den Platz mit Seilen absperren lassen.

In dem großen Viereck drin kamen nun die armen Vertriebenen zusammen, mit schweren Bündeln und noch viel schwereren Herzen. Jetzt trat der Herr von Dießbach vor und sprach zu den Verstoßenen: „Die landesväterliche Güte der Obrigkeit erlaubt euch, mit eurem Vermögen auszuwandern in ein Land, das keine Wehrpflicht kennt. Bevor wir euch aber reisen lassen, müsset ihr geloben, niemals wieder zurückzukehren.

Sollte einer das Gelöbnis übertreten, so warten hier die strengsten Strafen auf ihn, denn niemals wird eine hohe Obrigkeit dulden, daß das schändliche Gewächs der Sektiererei sich wieder in ihren Landen einniste!"

Abteilungsweise traten sie dann vor die Täuferkammer, und deutlich fragte sie der Obmann: „Gelobet ihr für euch und eure Kinder, niemals in bernisches Gebiet zurückzukehren, es sei denn, ihr hättet zuvor eurer sektiererischen Irrlehre entsagt?"

Und dumpf, aber vernehmlich, tönte darauf ihr „Ja" über das Rauschen der Aare.

Dann stiegen sie in die neuen, weiß in der Sonne glänzenden Schiffe; in die zwei ersten die 122 Emmentaler, ins dritte die 71 Oberländer, ins vierte die 91 Thuner; das fünfte war ein paar Tage vorher nach Neuenburg gefahren, um die dorthin Geflohenen abzuholen; bei Wangen sollte es wieder zu den andern stoßen.

Fast die ganze Stadt sah zu, wie die großen Kähne stromabwärts zogen; noch lange, nachdem sie verschwunden waren, standen Hunderte am Ufer, um das Ereignis zu besprechen. Unter den vielen waren auch die beiden Täuferjäger Schlich und Dürsteler.

„Jetzt ist's aus", sagte der lange Schlich, „wir werden unser Amt endgültig an den Nagel hängen können, die Kundschaft ist uns davon! Zum Teufel auch, wenn ich gewußt hätte, wie das im Emmental und um den Thunersee noch von Fischen wimmelte, so hätte ich mich noch besser bemüht, sie aus den Löchern zu jagen! Mich reut nur das schöne Fanggeld, das uns entgangen ist. Wenn man für das Stück auch nur 10 Kronen rechnet, so hätten wir jetzt für die vierhundert Täufer mehr als 12 000 Pfund und könnten den schönsten Hof kaufen; was tun wir jetzt?"

„Da bleiben wir eben bei der Stadtwache!"

„Nein", sagte Schlich, „das mag ich nicht mehr; aber es kommt mir etwas in den Sinn, ich will nicht umsonst Täuferjäger gewesen sein!"

Jetzt ging der Dekan Bachmann mit dem Pfarrer Gryph vorbei und sah den verkommenen Gesellen mit seinen gelben Haarsträhnen, und das Herz zog sich ihm zusammen.

„Wenn man den sieht", sagte er zu seinem Begleiter, „so muß man sich doch fragen, ob wir die Richtigen fortgeschickt haben, und ob es nicht ein Unrecht ist, was heute geschah!"

„Unrecht?", fragte Gryph entrüstet, „was dem Lande nützt, kann niemals ein Unrecht sein! Im Gegenteil, ich werde der Täuferkammer den Vorschlag machen, die Regierung möge am nächsten Sonntag in allen Kirchen von der Kanzel aus Gott danken lassen für die Befreiung von dem Gesindel.

Erst jetzt sind wir ein einiges Volk, wenn wir keine Staatsfeinde mehr unter uns haben."

„Sollen wir Gott danken für das, was der Schultheiß tat?"

„Der Schultheiß ist die von Gott eingesetzte Obrigkeit, und weil jene das nicht anerkannten, so mußten sie gehen! Ihr werdet sie doch nicht in Schutz nehmen wollen?"

Der Schultheiß aber schritt würdevoll mit dem Ratsherren von Dießbach zum Tor hinauf. Er sagte nicht viel, der Weg war ihm für seine siebenzig Jahre schon etwas steil geworden; aber seine Augen verrieten, was er dachte: Nun regieret ein Wille im Land, der erste Schritt ist getan, der zweite soll nicht mehr lange auf sich warten lassen.

Im ersten Emmentalerschiff saß Peter Hertig. Zum zweitenmal wurde er auf dem kalten Wasser zum Lande hinaus geführt; aber diesmal war er empört.

Alle andern gefangenen Täufer waren lange vor der Einschiffung freigelassen worden, so daß sie in aller Ruhe Abschied nehmen oder ihre Angehörigen zur Mitreise vorbereiten konnten.

Ihn und den Christian Lüthi hatte man bis zum letzten Augenblick im Turme behalten, weil sie Rückfällige waren.

Jetzt litt er unter dem Unrecht, das man ihm angetan. Wäre er freigelassen worden, so hätte er mit seiner Braut vom Vater Abschied nehmen können; jetzt war sie im Kleegarten und er auf dem reißenden Strom, und stündlich wurde die Entfernung zwischen ihnen größer.

Er stand an der Brüstung und überlegte, ob er ins Wasser springen und sich flüchten solle; ein Blick auf die reißenden Fluten zeigte, daß dies seinen Tod bedeute. So ergab er sich, wartete und hoffte auf eine bessere Gelegenheit.

In Wangen und Brugg hielten die Schiffe; man stieg aus, man wurde diesmal ordentlich verpflegt; aber zu entwischen war unmöglich, noch war man auf Bernerboden und unter scharfer Aufsicht. In Basel würde es günstiger sein!

In Basel gab es freilich keine Bernersoldaten mehr; aber der Herr Runkel stand an der Ländte und sagte von vornherein, daß er sein Wort in Bern gegeben habe, alle Täufer nach Holland mitzunehmen; wer zu entrinnen versuche, den lasse er durch die Basler Polizei wieder aufs Schiff bringen!

So gab es auch hier keine Hoffnung auf Flucht.

Am Abend des vierten Tages tauchten die Türme von Breisach auf. Hier mußte es gelingen; bis hierher reichte die Bärentatze nicht. Hier wurde man nicht aufgegriffen; die kaiserlichen Grenzwächter, die hier standen, würden nur lachen, wenn einer der Schweizer entwischte und wieder in sein Land zurückkehrte.

Aber durfte man das, ohne wortbrüchig zu werden? Ja, sagte er sich, das Gelübde war ihm abgezwungen worden, also ungültig; und weil er bei dieser Auslegung doch kein gutes Gewissen hatte, so beruhigte er sich damit, es sei an ihm ein Unrecht begangen worden, weil man ihm die Möglichkeit raubte, sich zu verabschieden.

Jetzt landete der große Kahn und wurde festgebunden. Die Leute stiegen aus und schauten vom Ufer aus zu, wie das folgende Schiff anlegte, und wie das dritte und vierte kamen.

In das Gedränge der Gelandeten mischten sich die Breisacher, die vernommen hatten, daß die Auswanderer Geld auf sich trugen, deshalb verkauften sie Erfrischungen, Honigwaben und Brot und letzten Kirschen; auch boten sie Nachtlager an, bequemere, als das Ländtehaus und die Sust sie bieten konnten.

Einem Trüpplein von Leuten, die in einer Herberge übernachten wollten, schloß sich auch Peter an, trat aber nicht in das Wirtshaus, sondern schritt in der beginnenden Dunkelheit weiter, zum Tor hinaus, dem steil aus der Ebene ragenden Kaiserstuhl zu, dessen Weinberge er bald erreicht hatte.

Bei der ersten Mauer sprang er hinüber und versteckte sich im dichten Laub der Reben und streckte die müden Glieder auf der warmen Erde.

Jetzt war er frei! Doch was nützte ihm diese Freiheit ohne Vreneli? Es zog ihn an allen Haaren wieder heimwärts, nach der Schaufelbühlegg. Ein drittesmal freilich durfte er sich nicht mehr fangen lassen, sonst war wohl das Leben verwirkt.

Vorsichtig und nur bei Nacht wollte er versuchen, den Kleegarten wieder zu erreichen und Vreneli zu holen und mit ihm in den Jura zu ziehen.

Dann wollte er die bernischen Grenzen nie mehr betreten, die für ihn doch nur Unglück über Unglück enthielten und den Ungerechten groß werden ließen.

Nicht ohne Bitterkeit dachte er an den General von Erlach. Der schlief wohl jetzt in seinem schönen Schloß an der Aare und dachte nicht daran, wieviele er schon ins Unglück gebracht hatte.

Aber war denn sein Zusammentreffen mit ihm ein Unglück gewesen? Hatte er nicht durch dieses vermeintliche Unglück den Eingang in die Täufergemeinde gefunden, in der er zum erstenmal in seinem Leben sich geborgen fühlte?

Daheim im Elternhaus waren oft Kummer und Not zu Gaste gewesen. In den französischen Kasernen war es freilich laut und lustig zugegangen; aber hinter allem Lärm verbarg sich eigentlich nur die Angst vor dem Leben und die Angst vor dem Tod, vor der Ungewißheit, die man mit dem Schreien und Lustigsein verjagen wollte.

Und dann erst in Spanien im Krieg?

Mit Grauen sah er die schrecklichen Bilder wieder, die verzerrten Gesichter der Verwundeten, die sich in unsäglichen Schmerzen wälzten, die erst im Tode Ruhe fanden; und mit Schaudern erinnerte er sich, wie er einmal einem Kameraden, dem beide Augen durchschossen waren, auf den Befehl des Hauptmanns den Gnadenstoß gegeben.

Und dann kam die Zeit im Kleegarten! Trotz der dunklen Wolke über dem Haus war es ihm dort wohl geworden; und als er aufgenommen wurde in die Gemeinde der Taufgesinnten, da wurde er still, so still, daß er auch in den langen Gefangenschaften nie die Glückseligkeit verlor.

Erst als er vernommen, wie die andern Täufer vor der

Ausreise ihre Angelegenheiten ordnen durften, und er dagegen wie ein Tier fortgeführt wurde, da hatte er sich empört.

Aber schon auf der Fahrt hatte sich der Groll gelegt; ob das ruhige Gleiten auf dem Wasser oder die inbrünstigen Gesänge der Brüder dies bewirkten, er wußte es nicht.

Jetzt aber, da er frei war, fühlte er sich wieder ausgesöhnt mit seinem Schicksal, und gottbefohlen schlief er im Rebberg ein.

Eine kurze Nacht lag über dem breiten Tal, und früh schon stieg die Sonne wieder drüber auf und wärmte die Rebhänge und die Wiesen mit dem kurzen, duftenden Gras, in dem ungezählte Grillen zirpten.

Fortsetzung folgt.

Schneider Max erzählt aus dem W.K.

Humoreske von E. Hering.

Max Billeter, der Dorfschneider, hatte seinen letzten W.-K. glücklich überstanden. Das war jedesmal für das kleine Dorfschneiderlein ein Ereignis. Davon erzählte er wochenlang. Und man hörte ihm gerne zu. Max war nicht nur ein tüchtiger Nadelheld, sondern auch ein gesprächiges Männlein, besonders dann, wenn er ein volles Bierglas vor sich stehen hatte.

Es war am Sonnabend, und im „Bären" saß eine nette Gesellschaft beisammen. In ihrer Mitte unser Max, der mit nicht minderer Courage dem Bier auf den Leib rückte als der Schmied Bünzli, der schon ein ansehnliches Quantum Gerstensaft ertrug, ehe seine Aeuglein wie Kohlen in seiner Esse zu glühen begannen.

Max erzählte aus den „Großen Manövern".

„Na, jetzt kommt das große Ereignis, meine Verehrtesten!" Ehe er mit Erzählen weiterfuhr, nahm er erst einen bodenständigen Schweizerschluck. Dann stellte er das Glas in die Mitte des Tisches. „Also, mein Bierglas ist jetzt der Hauenstein. Seht, hier! Hier ist der Hauenstein. — Dem Schmied sein Glas ist die feindliche Besatzung. Sagen wir: Die rote Verteidigung." Er stellte das Glas des Schmiedes neben das seine in die Tischmitte. Dann nahm er die übrigen Biergläser und stellte sie auf.

„Dem Brunner sein Glas ist die rote Kavallerie, die nach den Südhängen des Hauensteins zurückgedrängt worden ist; dem Lehrer sein Glas ist die feindliche Infanterie, die sich ebenfalls zurückziehen mußte bis Ifental und dem Wirt sein Glas ist die Artillerie, die unausgesetzt gebrüllt hat, natürlich nur supponiert." Er nahm wieder einen Schluck.

„Das war der Feind, die rote Armee. Nun kommt die blaue Armee dran, die sich über Aarburg bis nach Olten, links bis Egerkinden und rechts bis Lostorf vorgearbeitet hatte. Dem Metzger Hugentobler sein Glas ist die blaue Artillerie, die selbstverständlich auch keine Minute Antwort schuldig blieb und mörderisch drauflos feuerte. Weiter drüben, wohin ich dem Krämer Mangold sein Glas hinstelle, rückten die blauen Infanteristen gegen Langenbruck. Aber erst jetzt kommt die Hauptsache!" Das Erzählen verursachte ihm starke Durstgefühle. Er befriedigte sie wieder.

„Also die Hauptsache, das waren wir von der 1. Kompagnie. Hier dem Krämer Berger sein Glas, das sind wir. Und wir haben die Schlacht gewonnen, wie ihr gleich sehen werdet. Also so sind wir aufgestellt gewesen, als die Entscheidung beginnen sollte. Wer hat zuerst angegriffen? Das ist doch ganz leicht zu erraten: Wir. Wir sind bis Wisen vorgestoßen und begannen den Feind zu umzingeln. Seht her. Hier ist der Hauenstein, hier . . ."

Die Gesellschaft bewunderte die geniale Schlachtaufstellung.

„Und jetzt beginnt die Schlacht. Wir rücken vor!" Dem Krämer sein Glas flog gegen den Hauenstein und kam in dessen greifbare Nähe. „So sind wir vorgerückt. Von links wurde gleichzeitig vorgestoßen." Und wieder jonglierte Max ein Glas gegen den Hauenstein.

So erzählte der Schneider. Recht anschaulich. Wie es dann weiter gegangen ist, wissen wir: Der Hauenstein ist gefallen. Bis zum Ende der Erzählung waren auch alle Biergläser beisammen in der Mitte des Tisches. Da hat jeder sein Bierglas wieder genommen und sie haben den Schneider hochleben lassen.

Der Wirt schenkte frisch ein und zündete das Licht an, weil es schon stark dunkelte. Aber der Schneider Max mußte weiter erzählen und wieder flogen die Biergläser hin und her.

Um zehn Uhr aber empfahl er sich. „Das nächste Mal erzähle ich euch vom Ueberfall auf Buckten. Da sind aber ausnahmsweise einmal wir überrumpelt worden."

Während Max noch die Einnahme des Hauensteins schilderte, war ein neuer Gast in die Stube getreten. Der Toni Lienert, vom Berg. Man hatte ihn weiter nicht beachtet, so vertieft war man in die Erzählung des genialen Soldaten mit dem Marschallstab im Tornister.

Als der Schneider gegangen war, räusperte sich der Toni. „Ja, ja, der Max, der kann erzählen!" Er lachte hell auf.

„Was lachst du so blöde!" erregte sich der Schmied. „Weißt du etwas über unsern Schneider, das nicht recht ist, he?"

„Ich lache gar nicht über ihn, sondern über euch!"

Dem Schmied seine Augen begannen zu funkeln.

„Das verbieten wir uns energisch!" donnerte der Krämer Mangold.

„Keine Aufregung, bitte!" lachte der Toni. „Euer Schneider in Ehren! Ein tüchtiger Mensch. Und erzählen kann er! Das macht ihm keiner nach! Wie der die Biergläser hin und her schiebt! Wunderbar. Grandios. Habt ihr denn noch nicht bemerkt?"

„Die Biergläser?" fragte der Lehrer. „Was soll's denn damit? Ich meine, dieser Anschauungsunterricht . . ."

„Haha!" lachte der junge Bergbauer. „Wieviele Bier hat der Schneider heute abend getrunken? Und wie viele habt ihr getrunken?"

„He, Wirt, wie viele Bier habe ich?" fragte der Lehrer.

„Sieben!"

„Sieben? Du meine Güte, dann bin ich doch besoffen! Das kann nicht stimmen, Meyer!"

„Stimmt ganz genau. Ich werde doch nicht . . ."

„Und wie viele habe ich?" erkundigte sich der Metzger Hugentobler.

„Auch sieben!"

„Sieben? Sieben Bier auf einmal? Ausgeschlossen!"

„Es stimmt schon, Hugentobler", sagte der Wirt, dem nun ein Licht aufging. „Freilich, seit der Max, der Schneider, wieder da ist und erzählt, hast du schon öfters sieben Bier getrunken. Ein jeder hat allemal ein paar Glas mehr, wenn der Schneider aus dem W.-K. erzählt."

„Ist euch jetzt die Stallaterne aufgegangen?" lachte der Toni.

„Und wie viele Bier hat den der Schneider getrunken?"

„Nur eines!"

„Nur eines? Ja, wie kommt denn das?"

„Ich wünsche den Herrschaften eine geruhsame Nacht. Ich habe noch einen weiten Weg in den Berg hinauf!" Toni empfahl sich.

Brummend zahlte ein jeder.

Der letzte war der Schmied Bünzli. Er trank noch ein Glas und ging dann auch.

„Gute Nacht, Wirt. Ich meine, morgen in der Frühe braucht der Schneider Max den — Glaser!"